

Kapitel 2

In dieser Nacht schlief Leo Scheu schlecht. Ihm träumte, er schaukle in einem Boot auf weiter See durch eine opake Dunkelheit, ganz ohne Stern. Er wusste, dass er träumte, und beobachtete sich selbst im Traum. Kein Land in Sicht. Nur er, ganz allein. Und als er endlich doch etwas neben sich auszumachen schien, ein fremdes Wesen mit ihm im Boot, und danach griff, schlüpfte es ihm zwischen den Händen durch, versank und verschwand lautlos im Schwarz des Meeres ...

Er wachte auf. Langsam, zusammen mit den heimlichen Geräuschen der Nacht, fand das Bewusstsein zu ihm zurück. Draußen nieselte es, was der Dunkelheit einen fahlen Schleier verlieh. Scheu setzte sich in seinem Bett auf. Einer nach dem anderen glitten seine Füße auf den Boden. Er stützte sein Gesicht in beide Hände.

Dann drehte er den Kopf nach links, da war sein Bücherregal. Rechts lag seine Lesebrille auf dem Nachttisch. Daneben das Buch, das er gestern angefangen hatte. Keine Ahnung mehr, wovon es handelte, er war unkonzentriert gewesen. Das Wasserglas, die PET-Flasche.

Seine Zehen versanken im Flor des Bettläufers, ein Geschenk seiner letzten Beziehung, damals bestürzend dankbar entgegengenommen, dieses Zeichen eines möglichen gemeinsamen Lebens, kurz bevor es in die Brüche ging. Wie die wenigen anderen davor. Scheu war wohl zu überschwänglich gewesen, man hatte sich halt nicht zurückhalten können und gleich von Familie und Vertrautheit geschwafelt. Dabei war die Frau eine kürzlich Geschiedene. Man hätte sich nicht so aufdrängen sollen in seiner Dankbarkeit. Frauen wollten ohnedies keine dankbaren Männer, wenigstens keine, die das so zeigten wie er, Scheu.

Der Parkettboden war kühl und vertraut unter seinen Füßen. Scheu ging leise durch die drei Zimmer seiner Wohnung, schritt sie ab wie einen Tatort. Wann hatte er diesen Impuls zur Familiengründung in sich zum letzten Mal gespürt? Wann hatte er ihn gemeuchelt, gemordet, umgebracht? Und verscharrt?

Er wusste, dass man ihm allgemein Gentleman-Manieren nachsagte, alte Schule, er wusste, dass man das auch lachhaft finden konnte, sogar grotesk. Aber er konnte nun einmal nichts dafür, dass er in diesem steten Widerspruch lebte von zu viel und dann wiederum zu wenig Nähe. Seine Beziehungslosigkeit stand seinem Wunsch nach Geborgenheit diametral gegenüber, und er, Scheu, um die rechte Balance ringend, auf dem Drahtseil, das zwischen den beiden gespannt war.

Bei der Balkontüre blieb er stehen und schaute auf den Hürstwald hinaus. Um die Tannenwipfel hing der feuchte Nebel, der dem Winter gewohnheitsmäßig vorausging. Kein Ast rührte sich, die zurückgebliebenen Vögel, sie schliefen.

In Scheus Ohren flimmerte der Tinnitus fast schon wie ein Wiegenlied. Scheu beschloss, eine Weile wach zu bleiben. Ihm ging eine Idee im Kopf herum. Zuerst fand er eine CD mit der Musik des schwedischen Pianisten Jan Johansson. Er suchte weiter. Dann hielt er sie in Händen, die unscheinbare Disc des Komponisten Arvo Pärt. Enttäuscht stellte er fest, dass Pärt Este, nicht Lette war. Aber genau diese Musik mit den lang gestrichenen Bogen wollte er jetzt hören. *Spiegel im Spiegel*, komponiert für Violine und Klavier. Scheu legte die Scheibe ein und lauschte den ersten drei Anschlägen. Dann lehnte er sich zurück.

Eigentlich hätte er so zur Ruhe finden wollen. Aber etwas in ihm stachelte ihn an, der Hahn mit Adrenalin war aufgedreht und tröpfelte Stress in seine Bahnen. Als hätten das auch die Finger mit den milchig bestreuten Ringen sein können, die langen, ewig schmalen, auf der Tastatur. Dem Hahnknäuel zum Adrenalin.

Scheu streckte sich und zog ein Akkordeon heran. Arvo Pärts

Dreiklänge waren wie eine Einladung zum Vergessengehen. Schwer seufzte der Blasebalg, und Scheu suchte sich seinen Einstieg.

Manchmal dauerte es fast eine Minute, bis er den nächsten Ton anschlug, der sich etwas ungenau, aber ehrlich in die Harmonien mischte.

Er hielt seine Augen geschlossen. Und so bemerkte Scheu nicht, wann er dann doch wieder eingeschlafen war.

Als er aufwachte, war von der Nacht nur mehr ihr nieseliger Schleier übrig. Die Sicht auf den Wald war verhangen. Die Regentropfen mussten winzig sein, erst ihre Anzahl machte sie stark. Scheu rieb sich die Ohren aus. Da das Geräusch andauerte, realisierte er, dass es das Telefon war, das nach ihm rief.

»Mmh«, machte er in den Hörer hinein.

»Leo? Koni Meier am Apparat. Ein Hölderlin, Detektiv der Stadtpolizei Zürich, hat angerufen. Du hast ein Tötungsdelikt. Eine weibliche Leiche mit eingeschlagenem Hinterkopf, soweit man das feststellen konnte.«

Scheu kratzte seine Stimme im Hals zusammen. Unwillkürlich dachte er an die Lettin, klickte das Bild aber weg, klickte sich durch das Stereoskop seiner Kindheit, einen kleinen Plastikfernseher, durch den man 3-D-Dias reihum klicken konnte; das letzte Bild war immer weiß. Dann erkundigte er sich nach dem Brandtour-Offizier, der den Einsatz vor Ort leitete.

»Tschäppat. Das Rösslspiel ist schon am Laufen. Sie sind alle aufgeboten, die Kriminaltechnik ist vor Ort.«

»Bin schon unterwegs.«

Bevor er die Tür zur Wohnung hinter sich verschloss, erinnerte er sich an etwas. Er ging noch einmal zurück und versorgte das Akkordeon an seinem Platz auf einem tiefen Bord neben drei gerahmten Fotografien. Die Bilder zeigten Menschen mit Wohnwagen. Auf einem, das hirschbraun verfärbt war, war ein Mann mit

einem Akkordeon im Arm zu sehen. Schräg über dem Rahmen hingen drei geflochtene Armbändchen aus Leder. Scheu berührte sie kurz, zögerte, dann machte er sich auf den Weg.

Knapp nach sieben war der Berufsverkehr schon dicht. Mit seinen Fingern tippte Scheu aufs Lenkrad und schlug einen Takt zum quietschenden Gesang der Scheibenwischer. In seinem Hirn öffnete sich ein leerer Raum, eine weiße Kammer, in die er alle Eindrücke würde aufnehmen können, die seiner warteten.

Er fand sich in provozierend unvorsichtigem Morgenverkehr wieder – bei diesem Wetter! Von Rechtsvortritt schien keiner eine Ahnung zu haben, und das rechtzeitige Anhalten vor Fußgängerstreifen war den Zürchern einfach nicht gegeben. Diese kurze Fahrt in die Innenstadt strengte ihn über Gebühr an, und er war froh, als er den Blinker setzen und von oben her in eine Seitenstraße, seine Zielgerade, abbiegen konnte. Da sah er sie alle. Dienstchef Koni Meier, der, wie er selber auch, Pikett hatte, die uniformierte Patrouille der Stadtpolizei, darunter wohl dieser Detektiv Hölderlin, weiters Brandtour-Offizier Georges Tschäppat, Brandtour-Staatsanwalt Robert Schoop, die zwei Ärztinnen vom Institut für Rechtsmedizin, Dr. Isa Glättli und Dr. Marina di Angelo, die Mitarbeiter des Kriminalfotodienstes sowie drei oder vier Personen, die er nicht auf Anhieb zuzuordnen wusste.

In einer Ecke drückte sich eine Handvoll Arbeiter in orange-blauer Schutzkleidung und gelben Helmen herum und schaute mutlos auf den Boden. Scheu lenkte seinen Wagen vorsichtig aufs Trottoir und parkte ihn parallel zum Schulhaus Wolfbach in einem Parkfeld. Als er ausstieg, trampelte er prompt in eine Pfütze.

Dienstchef Meier winkte ihn zu sich heran, blickte von ihm zu Brandtour-Offizier Tschäppat und sagte dann: »Leo, dein Fall.«

Schwang in seiner Stimme eine leise Aufforderung mit? War dies der Fall, mit dem er, Leandro Scheu, sich zu beweisen hätte? Der in ein Zweierbüro degradierte Ermittler mit seiner gnädig hingeworfenen Chance?

»Was macht das Bestattungsamt hier?«, fragte Scheu unwirsch, als er den dunklen Wagen ganz unten Ecke Kantonsschulstrasse/Heimstrasse stehen sah.

»Detektiv Hölderlin von der Stadtpolizei war übereifrig«, sagte Meier, »kümmere dich nicht drum. Die pfeifen wir zurück. Die brauchen gar nicht alles mitzubekommen; ich mach das. Schau dir lieber dieses Schlamassel an.«

»Und was machen die von der Wasserschutzpolizei hier?« Seine Stimme überschlug sich fast, Scheu war es nicht gewohnt, den starken Mann zu mimen.

»Die haben wir gerufen«, sagte jemand mit Entschuldigung im Ton. Scheu drehte sich um und sah einem der Arbeiter ins Gesicht. »Also unsere Zentrale. Ich habe gesagt, sie sollen den Toni Müller anrufen. Weil ich den kenne. Seit Jahren schon.«

Dann mischte sich ein zweiter Arbeiter ein: »Das machen wir immer so, wenn irgendetwas da unten ist. Wir von der Stadtentwässerung informieren zuerst den Toni Müller von der Wasserschutzpolizei der Stadt Zürich.«

»Und Sie beide sind?«, fragte Scheu ohne Umweg.

»Cavelti, Andrin. Kanalinspektor.«

»Fellini, Giuseppe. Mit dem Regisseur nicht verwandt. Aber aus derselben Heimatstadt. Rimini. In Italien. In der Schweiz seit 1967. Eingebürgert seit 1982. Seit 1989 Betriebsmitarbeiter Kanalisation.«

Hoppla. Scheu erkundigte sich nun etwas behutsamer: »Wurden Sie schon einvernommen?«

»Der Mann dort drüben hat unsere Personalien aufgenommen. Wir haben die Frau, also die Tote, gefunden. Wir zwei und natürlich unsere Kollegen dort ...«

»... Gheorghe Codreanu und Mladen Cebić ...«

»... wir hatten Frühschicht ...«

»... der Kanal wird ja saniert ...«

»... weil der Boden auskolkelt ...«

»Was für ein Kanal?«

»Wir waren eigentlich auf einem anderen Abschnitt eingeteilt. Aber weil eine Mieterin angerufen hatte ...«

»... von der Kindertagesstätte ...«

»... und sich schon mehrfach darüber beschwert hatte, dass ein Schachtdeckel nicht richtig schlieÙe ...«

»Was für ein Kanal?«

»... das ist für die Kinder beim Spielen im Hof gefährlich ...«

»... man kann darüber stolpern ...«

»... so sind wir eben hier noch vorbeigekommen ...«

»... dann haben wir die Tote gesehen ...«

»... wir haben sie nicht angefasst ...«

Dienstchef Meier zupfte Scheu jetzt ungeduldig am Ärmel. »Hast du keinen Schirm dabei? Keinen Hut oder so? Egal. Dort unten brauchst du den ohnehin nicht. Dort ist es nämlich trockener als hier. Komm mit. Wir haben eine *Kanalleiche*. Sieht eindeutig nach einem Tötungsdelikt aus, was ich höre. Hier drüben, komm, komm. Sie liegt da unten im Wolfbachkanal.«

Scheu ließ sich von Meier durch die Menge der Herumstehenden und Wartenden leiten bis in den Hof hinter das Schulhaus Wolfbach, wo er vor einem geöffneten Kanaleinstieg stehenblieb. Der Deckel lag zur Seite geschoben. Zwei Männer in weißen Mondanzügen suchten nach verwertbaren Spuren. Einer war mit Ausmessen und dem Anfertigen von Skizzen beschäftigt.

Bevor Scheu einen genaueren Augenschein nahm, drehte er sich noch einmal zu Meier um und sagte: »Könntest du das Zelt holen lassen? Ich will nicht, dass wir hier Gaffer haben, dort vorne bei der Mauer stehen schon ein paar Punks herum.«

Dann trat er dicht an den offenen Schacht heran.

Er starrte hinunter in ein rundes Loch von zirka sechzig Zentimetern Durchmesser, vielleicht drei Meter tief. Oder etwas tiefer. Die Dunkelheit verschluckte seinen Blick, so dass er nicht viel erkennen konnte. Aber zwei FüÙe sah er. Der eine steckte noch im Schuh. In ungesundem Winkel. »Haben wir kein Licht?«

»Es gab einen Kurzen. Die neuen Lampen sind schon unterwegs.«

Detektiv Hölderlin von der Stadtpolizei trat hinzu. »Sieht übel aus. Gehst du runter?«, fragte er, als wäre Scheu ein alter Kumpel.

»Waren Sie drin?«

»Nur ganz kurz. Eine Frau, Bauchlage, ihr Hinterkopf ist eingedellt. Ach ja, und wir haben Rattenfraß.«

»Leo, wir können sie auch raufholen lassen«, meinte Meier.

Scheu blies die Backen auf und nickte langsam, dann sagte er: »Ich gehe runter.«

»Warten Sie« – jetzt siezte ihn der Detektiv wieder –, »Sie bekommen eine Schutzausrüstung verpasst. Die lassen niemanden ohne runter. Und machen Sie sich auf etwas gefasst.«

Meier fügte an: »Wir haben die Stiefel schon für dich geordert. Neununddreißig, das ist doch deine Größe, stimmt's?«

Als der Wagen der Stadtentwässerung vorfuhr, brachte er eine Auswahl an Kleidungsstücken und weitere Betriebsmitarbeiter mit. Leo Scheu zog sich einen orange-blauen Overall über, schlüpfte Finger für Finger in die ausgepuderten Latexhandschuhe und stieg in Stiefel, deren Schaft ihm bis an seine Hüfte ragte. Ein Mann reichte ihm einen gelben Schutzhelm, ein zweiter eine Taschenlampe. Geredet wurde nicht viel und wenn, dann in Satzketten. Scheu hörte, wie ein Betriebsmitarbeiter sagte, das sei schon etwas anderes als damals, als die Nachtbuben sämtliche Schachtdeckel in die Limmat geworfen hätten und er und die Kollegen morgens um vier mit Ersatz hatten ausrücken müssen.

»Wie viel wiegt so ein Deckel?«, erkundigte sich Scheu.

»Neunzig Kilogramm. Den hebt man nicht ohne Hilfsmittel«, kam die Antwort mit stolz geschwellter Brust, »manche sind schon über hundertjährig.«

Als sich Scheu anschickte einzusteigen, wurde er von Cavelti zurückgehalten. »Es gibt keinen Zutritt zur Kanalisation ohne Begleitung durch Fachpersonal.«

»Entschuldigung?«, fragte Scheu jetzt fast ungeduldig.

»Und einen Selbstretter brauchen Sie. Hier! Einmal am Gurt festmachen, *bitte*.« Cavelti drückte Scheu eine Büchse in die Hand zusammen mit einem Ledergurt. »Sobald man sich horizontal verschiebt in der Kanalisation, muss man das mitnehmen. Diese Büchse ist plombiert. Wenn man sie braucht, hier am Bügel einmal aufreißen, dann kommt ein Sack raus, da ist die Alkali-patrone drin.«

Scheus Gesicht zeigte Unglaube.

»Jeder Bergmann im deutschen Bergbau hat so eine Büchse mit, wenn er ins Loch runtersteigt!«, beharrte Cavelti. »Die gibt für eine gute Dreiviertelstunde Sauerstoff. Sie ist ein reines Fluchtgerät, verstehen Sie? Wenn das Mehrstoff-Messgerät etwas detektiert, wenn es da unten also *piept*, dann heißt es für Sie: nichts wie raus!«

»Ist es jetzt gut?«, kam es schärfer über Scheus Lippen, als dieser gewollt hatte.

»Moment noch«, meinte Cavelti unbeirrt, und zu zwei Betriebsmitarbeitern sagte er: »Ihr geht da rüber, und öffnet das nächste Loch, und nehmt den Triopan mit!«

Scheu sah noch, wie die Arbeiter mit einer Spitzhacke und einem Warndreieck abzogen, um den nächsten Schachtdeckel, etwa hundert Meter weiter, als Sicherheitsausstieg zu öffnen.

»So. Jetzt dann gleich. Wir nehmen Sie ins Sandwich«, sagte Cavelti abschließend und ging voraus.

Scheu beugte sich über das Loch und schaute Cavelti zu, wie dieser sich die senkrecht in den Schacht gelassenen eisernen Einstiegsbügel entlang nach unten hangelte. Dann war er an der Reihe. Er setzte sich auf den regennassen Boden und tastete mit dem Fuß nach dem obersten Einstiegsbügel. Bügel um Bügel ging es in die Tiefe.

Als sein Kopf über den Tellerrand des Horizonts abtauchte, tauchte er gleichsam in eine neue Geräuschkulisse ein. Das Rauschen der feuchten Autoräder auf nassem Asphalt verebbte, da-

für traten bunte Tröpfel- und Rinngeräusche an dessen Stelle und nahmen den Raum für sich ein.

Unten angekommen, platzierte Scheu je einen Fuß auf einem der Bankette, schmalen Stege, die links und rechts der Schmutzrinne entlang der Seitenwandung angebracht waren. Zwischen seinen Beinen purzelte Zürichs Abwasser. Der Wolfbachkanal erreichte an dieser Stelle etwa einen Meter achtzig an Höhe und hatte die Form eines umgestülpten Eis. Die breiten Steinquader dämmten jegliche Geräusche, die von einem Oben oder Außen hätten hereindringen wollen. Hier unten war eine eigene Welt.

Nur der Leichengeruch war das, was er immer war. Penetrant und unverkennbar.

Zeit, sachlich zu werden. Sich einen Überblick zu verschaffen. Ermittler zu sein. Professionell. Mit dem Lichtkegel seiner Funzel fuhr Scheu den Körper der Frau ab. Klein, nicht mehr als eins sechzig. Nicht dick. Nicht dünn. Nicht nackt. Sie lag schräg auf dem Bauch, den Kopf zur Seite gedreht. Unwillkürlich zuckte der Leuchtstrahl in eine andere Richtung. Scheu hielt den Atem an. Detektiv Hölderlin hatte mit dem Rattenfraß recht gehabt. Dennoch, allzu lange konnte die Frau hier noch nicht gelegen haben, dafür waren die Verwesungsspuren zu gering. Dann schaute er wieder hin. Scheinbar gefasst. Er wusste, dass man der inneren Bilder nur dann Herr werden konnte, wenn man sie in Details, in Arme, Beine, Hände, Füße, Finger, Zehen, Nägel, splittete und in noch kleinere Einheiten, die man sachlich irgendwo im Innern verwahrte, auf dass sie einen nicht unerwartet heimsuchten als Gespenster.

Arme, Beine, Hände und Füße der Frau lagen wie nicht zugehörig zu ihrem Körper, fast so, als könnte man sie abschrauben und neu ansetzen. Sie schien mit Wucht aufgeschlagen zu sein, mehr hinuntergeworfen als hinuntergelassen. Zum Verschwinden liegengelassen in einem feuchten Stadtkanal, ein Grab im dunklen ewigen Nass. Soweit Scheu das feststellen konnte, waren die Hände der Frau leer, keinen Henkel einer Damenhandtasche

hielten sie, nichts. Ihre Haare waren tiefschwarz, kleine Kiesel klebten darin, vermischt mit Blut und dem Unrat, den das Wasser herangeschoben hatte. Einzelne Strähnen bewegten sich mit der sanften Strömung, so als trügen sie noch einen Hauch Leben in sich.

Die Kleidung der Toten bestand aus einem Rock und einem Pullover, zerschlissenen Strümpfen, einem Kurzmantel, Farbe Blau. Ein weißes Stück bestickter Stoff, ein Schuh, das waren die Utensilien, die auf dem Steg lagen, der zweite Schuh haftete noch am Fuß, der aufgedunsen war. Das war auf den ersten Blick alles.

Noch einmal richtete Scheu seine Lampe auf den Kopf der Frau, diesmal vorbereitet. Dennoch war es erneut wie ein Schlag. Das Gesicht oder das, was davon übrig war, reflektierte blutverkrustet. Der hintere Teil des Kopfes war einwärts gewölbt. An einzelnen Stellen löste sich die Haut ab. Die Augen der Frau, groß, schräg über hohen breiten Wangenknochen, starrten tot an die Kanalwandung. Hämatome an Hals und – jetzt sah es Scheu – an einem Handgelenk, das aus dem Mantel lugte. Scheus Brustkorb hob und senkte sich. Und wieder zündete er horizontal in den Schacht, ins Leere, verschaffte sich einen Moment lang Luft und fragte, an keinen der beiden Männer gewandt: »Wo kommt man da hin?«

»Da geht's runter ins Niederdorf, unter der Staatskellerei durch zur Kantorei, dann weiter bis in den großen Limmatkanal.«

»Und da?«

»Da geht's rauf. In Richtung Dolder. Bis in den Wald beim Adlisberg. Dort fließt der Wolfbach noch frei als Bach.«

»Das ist ein Bach?«

»Wir haben es hier mit einem Mischwasserkanal zu tun. Das, was da vorne, da und da, von den Seitenanschlüssen herunterfließt, kommt von den Straßendolen. Das ist der Novemberregen.«

»Hat es hier immer nur so wenig fließend Wasser?«

»Zwanzig bis dreißig Zentimeter. Das ist normal. Dieses Jahr wohl ein bisschen mehr, bei dem November! Da. Das ist alles Rattendreck, sehen Sie. Der bleibt oft liegen. Bei einem heftigen Gewitter kann es aber auch etwas mehr Wasser sein. Besonders im Niederdorf gehen öfter mal die Deckel hoch.«

Scheu leuchtete Cavelti ins Gesicht. Dieser verzog es zu einer Grimasse.

»Das war aber in den letzten Tagen nicht der Fall. Es nieselt ja bloß.«

Scheu drehte sich um und leuchtete nun den Betriebsmitarbeiter an, der hinter ihm stand. Ein dünner, altersloser Mann. Der blinzelte, blieb aber stumm.

Noch einmal betrachtete Scheu die tote Frau.

»Wie lange sie wohl schon hier liegt ...«, sagte Cavelti.

Scheu seufzte. Dann zog er sich die Bügel zurück nach oben, gerade so weit, dass er über den Schachtrand hinausblicken konnte. Dienstchef Meier stand noch immer da.

»Was ist?«, fragte er.

»Was meinst du, sollten wir im Diensthundezentrum anrufen?«

»Du willst doch nicht etwa einen Hund da runterlassen mit seiner superfeinen Nase?«

»Ich überlege noch.«

»Wo? Da unten?«

»Haben die von der Wasserschutzpolizei den Kran dabei? Oder rufen wir besser die Feuerwehr an. Ich will jetzt noch einmal runter, ein Stück weit den Kanal entlang.«

»Wir haben hier übrigens schon etwas gefunden, Leo. Einen Pflasterstein. Mit Blut dran und Haaren.«

»Gut. Gut so. Eintüten. Ich komme gleich. Ich *verschiebe mich* nur noch ein paar Schritte *horizontal*.«

Damit tauchte Scheu zum zweiten Mal ab.

»Wo soll's also langgehen?«

Scheu glaubte in Caveltis Stimme Besorgnis zu erkennen. Es

schien, als hätte er plötzlich genug. Als wollte er sofort nach draussen und am besten gleich nach Hause. Verständlich. Bei jedem der rund ein Dutzend Tötungsdelikte, die der Kanton Zürich pro Jahr zu verzeichnen hatte, war es eine besondere Herausforderung, mit der Leiche konfrontiert zu werden. Selbst manche Ermittler konnten das nicht. Und wenn sich schon er, Scheu, konzentrieren musste, um die Nerven zu behalten und aufnahmefähig zu bleiben, so bedeutete die unmittelbare Nähe einer Frau mit einem Mantsch als Kopf für sie, die Kanalarbeiter, bestimmt eine noch viel größere Belastung.

Er wäre ja gerne alleine gegangen, aber das hätte Kanalinspektor Cavelti nie zugelassen. Versöhnlich sagte Scheu: »Nur ein paar Meter weiter da runter.«

Cavelti stieg kurz nach oben und erteilte seiner Mannschaft Instruktionen. Dann setzten sich die drei Männer im Kanal, Scheu im Sandwich, bachabwärts in Bewegung.

Kapitel 3

Wortlos leuchteten die Männer den Kanal ab. Die Innenwandung. Die Schmutzrinne. Die Anschlüsse, die auf beiden Seiten unterschiedlich hoch und voneinander entfernt angebracht waren. Die Rattenkötel.

Harfenspiel. Die Bewegung des Wassers klang wie Harfenspiel, hin und wieder unterbrochen von einer Spülung, die oben, in der Welt der Ordnung und Normalität, gezogen wurde. Dann rutschte ein Häufchen Fäkalien, Papier oder anderes herunter, blieb auf dem Bankett liegen oder mischte sich in den Fluss des Wolfbachs und ließ Wasserwellchen mit kleinen Kieseln über sich trudeln.

Scheu fühlte sich seltsam geborgen hier unten.

In regelmäßigem Abstand wurden die Schachtdeckel gehoben, die Tag-Mannschaft ging mit. »Unsere Lebensversicherung. Irgendeiner muss ja Alarm schlagen können, wenn was ist.«

Aber es war nichts. Nichts außer drei Männern, die Schritt für Schritt in einer Röhre abwärtswateten.

»Wie alt ist dieser Kanal?«

»So ganz genau lässt sich das nicht sagen«, antwortete Cavelti, »etwas weiter vorne findet sich aber in die Wand gemeißelt die Jahreszahl 1864.« Und wie zum Plaudern aufgelegt oder einfach um das Erinnerungsbild der toten Frau abzuwehren, berichtete er: »In der Stadt Zürich haben wir eintausend Kilometer öffentliches Kanalnetz. Die ganzen Kilometer privater Anschlüsse nicht mitgerechnet. Zwei Drittel des öffentlichen Kanalnetzes sind unbegehbar. Der Durchmesser liegt dort bei zweihundertfünfzig bis eintausend Millimeter. Ein Drittel aber ist begehbar, weil größer als tausend.«

Scheu konzentrierte sich auf den Boden, der hier glitschig und

beinahe spiegelglatt war. Cavelti bemerkte es und sagte: »Obacht!«, seine Stimme wohlmeinend. Dann fuhr er mit seinem Bericht fort: »Wir prüfen den Zustand des Netzes in Intervallen. Wenn der Boden auskolkt, wenn sich also die Sohle durch die stete Wasserströmung so wie hier vertieft, müssen wir sanieren. Sie glauben ja nicht, was wir bei dieser Arbeit nicht schon alles gefunden haben! Portemonnaies, Taschen, ganze Registrierkassen sogar. Weggeworfene Hehlerware. Einmal einen Fuchs, der lebte noch. Der musste dann abgeschossen werden. Das dumme Tier. War hinabgefallen und kam nicht mehr heraus.«

Vermutlich hatte diese Erinnerung Cavelti zu dem Bild, das er vermeiden wollte, zurückgeführt, denn der Kanalinspektor verstummte abrupt.

Sanft fragte Scheu: »Ist Ihnen bekannt, ob man bei der Frau eine Tasche gefunden hat?« Das Bild zu leugnen, wusste er jedenfalls, nützte nichts.

»Wir haben keine gesehen. Das hat uns der andere Polizist auch schon gefragt. Wir haben das alles schon gesagt.«

»Wem?«

»Einem Herrn Lutz.«

»Der ist auch hier?«

»Ihm haben wir alles schon gesagt.« Und ungesagt: Da gibt's nichts mehr zu sagen.

»Hoppla, was ist denn hier plötzlich?«, fragte Scheu, als sie nach einigen Metern stummen Vorantastens zu einem Streckenabschnitt gelangten, dessen Decke wie angehoben war.

»Hier sind's über vier Meter. Wir wissen nicht, weshalb man das damals so hoch gebaut hat.«

»Was befindet sich da oben?«

»Die Staatskellerei.«

Wortlos gingen sie weiter. Das Bächlein platschte und leckte an den Ufern, als wär's unterwegs im Walde. Jetzt, wo die Leiche mit ihrem Überangebot von süßlich faulendem Geruch mehrere

Biegungen zurücklag, empfand Scheu fast so etwas wie Gewöhnung. Die steten Geräusche, die verlässliche Dunkelheit, die Köttel der Nagetiere, die eine oder andere unbeirrbar Spinne, der Lichtkegel, der die nächsten Schritte vorgab. Der Mann vor ihm und der Mann hinter ihm. Alles schien folgerichtig und in der dick abgewandeten Stille fast wie ein Platz im Universum, an dem das Gesetz von Ursache und Wirkung noch stimmte. Ein Platz, an dem eins und eins zwei ergab und nichts verwirrend war, nichts irreführend. Es ging entweder nach unten, in Richtung Limmatkanal, oder es ging nach oben, zum Wolfbachtobel im Wald. Die Steinquader waren aus gutem altem Jurakalk geschlagen, die Rinne im Fundament holperig ausgekolkt oder bereits saniert und gerundet. Wenn man achtgab, rutschte man nicht aus. Scheu gab acht.

»Nun wird's eng, aber Sie sind ja ein Schlanker«, spöttelte überraschend Cavelti und duckte sich für einen Streckenabschnitt, bei dem die Röhre die begehbare Durchschnittsweite von einem Meter wohl nur knapp überstieg. Scheu zog Kopf und Bauch ein. Er war kurz und stämmig gebaut; dass er zugenommen hatte, merkte er in letzter Zeit immer öfter.

Bald folgte wiederum eine hohe Stelle, bei der sich die Männer zwischen Stangen hindurchschlängeln mussten, da hier die Decke abgesprießt war. Scheu gab sich alle Mühe. Das Harfenspiel. Er hätte ewig so weitergehen können.

Wenig oder auch lange später, hier unten konnte er die Zeit, die vergangen war, nicht richtig einschätzen, rief einer durch einen geöffneten Schachtdeckel aus der Oberwelt: »Langt's jetzt?«

Cavelti drehte sich zu Scheu herum. »Was meinen Sie? Wollen Sie noch weiter oder können wir zurück?«

Scheu hatte nichts Auffälliges entdecken können. Er überlegte für einen weiteren Moment. Es gab keinen Grund, länger unten zu bleiben; auch spürte er Caveltis Ungeduld. Harfenspiel allein genügte eben nicht. Scheu registrierte innerlich ein Ziehen. Ihm

kam es so vor, als ob er Abschied nehmen müsse. »Gut. Gehen wir raus«, sagte er resigniert.

Die Läden am Neumarkt hatten noch nicht geöffnet, und so war da kaum Publikum, als zwei Angestellte der Stadtentwässerung und ein Ermittler der Kantonspolizei Zürich dem Schacht des Nike-Brunnens entstiegen: ein junger Halbstarker mit grün gefärbtem Haar und eine Frau, die ihr Schmuckgeschäft aufschloss.

Das fahle Taglicht befremdete Scheu. Im Schacht war ihm wohler gewesen. Er senkte den Blick und tat es den anderen gleich, die ihre Stiefel mit Wasser aus dem Brunnen benetzten. »Nur fürs Ärgste«, sagte Cavelti, »den Rest besorgt der Regen.« Dann trottet sie hintereinander her durch die Gassen bis zurück auf den Hof des Schulhauses Wolfbach.

Wir gehen, als wären wir noch begrenzt von einer unsichtbaren Innenwandung, dachte Scheu und wappnete sich vor weiteren Eindrücken und Erinnerungsbildern, die auf ihn einstürzen würden. Was wenige wussten und worüber man auch im Korps nicht groß sprach: Die Erinnerung war ein unberechenbarer Gefährte. Manchmal dauerte es lang, sehr lang, bis einer über gesehenes Unrecht hinwegkam. Scheu kannte das. Und ihm graute.

Auf dem Hof standen nun schon eine ganze Menge mehr Menschen herum. Der Einstieg in die Kanalisation war gesichert, unweit davon wurde ein weißes Zelt aufgebaut. Darin würde man später die Legalinspektion vornehmen, die Leichenschau vor Ort. Geschützt vor den Blicken Neugieriger.

Das, was die Einsatzzentrale Rösslispiel genannt hatte, rotierte mit hoher Drehzahl. Dennoch war jetzt Warten angesagt. Warten, bis die Leute vom Forensischen Institut fertig waren mit der Sicherstellung von Mikropuren, dem Vermessen der einzelnen Gegenstände und ihrer Position, warten, bis die Feuerwehr mit ihrem Hebekran so weit war, warten, bis die Legal-

inspektion zuerst mit, dann ohne Kleider vorgenommen worden war.

Scheu überprüfte, welche Beamten man ihm vom Kriminaldienst als zusätzliche Ermittler auf Platz geschickt hatte. Wer von seinem Team womit beschäftigt war. Den grauen Wuschel von Lutz sah er nirgends. Wo steckte der, wenn man ihn einmal brauchte? Hätte gleich daheimbleiben können.

Hochstrasser wippte beim Warten wie gewohnt auf seinen abgelatschten Schuhsohlen vor und zurück. Eine fast unmerkliche Bewegung, die in sein Erscheinungsbild überfloss wie zugehörig. Die schwarz verwaschenen Hosen allenthalben ausgebeult, der Bauch leicht überhängend, und nur sein raspelkurz getrimmtes Haar signalisierte Entschlossenheit. Das Bild eines nachlässigen Mannes täuschte. Jeder im Team wusste, wie intensiv und drastisch sich Armin Hochstrasser einer Aufgabe verschreiben konnte, wie energisch er eine Position verteidigte, seine Karriere verfolgte er rigoros. Drei Kinder, eine Frau und zwei Hunde hatte er zu versorgen, Vanessa Hochstrasser ging in ihrer Mutter- und Familienrolle gänzlich auf. Scheu neidete ihm dieses Glück von Zeit zu Zeit, ohne es ihm zu missgönnen. Jetzt trat er zu ihm hin und bat ihn, Cavelti und Fellini, die beiden Unglücklichen, die die Leiche entdeckt hatten, aufs Revier zu bringen und dort noch einmal schriftlich einzuvernehmen. »Und bitte nimm von sämtlichen Angestellten der Stadtentwässerung, die hier herumstehen, die vollständigen Personalien auf. Das artet ja zum reinsten Zirkus aus.«

Scheu vollführte eine halbe Drehung und blickte dabei dem einen oder anderen neu Dazugekommenen in die Augen. Was machten die alle hier? Er war noch dabei, die peripheren Umfeldabklärungen vorzunehmen – Wo hatte es allenfalls Kameras, deren Material man auswerten konnte? Wer gehörte zur Mieterschaft dieses Hauses? Wer hatte wegen des unsachgemäß verschlossenen Schachtdeckels Meldung erstattet? –, dann drehte er sich flugs noch einmal um, gerade rechtzeitig, bevor Cavelti

verschwand. »Herr Cavelti, da wäre noch etwas.« Er trat nahe an den Kanalinspektor heran und konnte nun dessen unterdrücktes Atmen hören, das zwischen halb geöffneten Lippen festhing, roch das Bouquet der aufgewühlten Magensäfte. »Mit Erinnerungen ist das so eine Sache. Wir haben keine Macht darüber, was uns zur Erinnerung wird und was nicht.«

Cavelti schaute ihn ausdruckslos an. Bleich ist er geworden, dachte Scheu. »Welche Geschichten uns nachts noch über die Bettdecke laufen, welche Bilder uns wieder verlassen und welche in uns wohnen bleiben – das haben wir nicht im Griff. Es tut mir leid, dass ich Ihnen das zugemutet habe.«

»Es gibt keinen Zutritt zur Kanalisation ohne ausgebildetes Fachpersonal. Sobald man sich horizontal verschiebt ...« Der Rest von Caveltis Erwiderung blieb ungesagt. Scheu nickte verständnisvoll.

An den Rändern seines Gesichtsfeldes nahm er indes erhöhte Geschäftigkeit wahr. Woldecken wurden herangetragen und aufgespannt, um den Gaffern den Einblick zu verwehren. Er sah den Dienstchef Mediendienst, Till Schmassmann, mit den ersten zwei Journalisten sprechen. Weitere würden folgen. Er sah den einen oder anderen Kopf im Fenster des Hauses, er sah weiße Gummistiefel mit pinken Kätzchen ...

Unmittelbar neben seinem Ohr hörte er Dienstchef Meiers Stimme: »Ich habe sie herbeordert. Das ist eine wüste Sache. Ich will, dass wir möglichst rasch zu ersten Ergebnissen kommen.«

Der Feuerwehr oblag die Aufgabe, die tote Frau im Leichensack nach oben zu befördern, mit so viel Würde, wie bei einem solchen Unterfangen möglich war. Ein Betriebsmitarbeiter der Stadtentwässerung meinte zwar, mit einem Rössligeschirr wäre das auch gegangen, »so machen wir das, wenn einem von uns schlecht wird«, aber dass Angestellte der Stadtentwässerung eine Leiche nach oben bugsieren, das hätte man weder der Toten zumuten wollen noch der Presse gegönnt.

»Du warst unten, ja?«, fragte Imogen.

Scheu schob etwas nassen Kies vor sich her, baute mit der Stiefelspitze ein Berglein. »Man kann sogar stehen da unten ...«

»Das hätte ich nicht gedacht.«

»Ein ganzes Netz. Tausend Kilometer. Das ist wie von hier nach ... nach ...«

»... nach Rom«, ergänzte sie, »oder sogar noch weiter. Meinst du, der Täter ist unten langgeflüchtet?«

»Aber dann hätte er den Deckel nicht schließen können. Komm«, sagte er, plötzlich froh um diese Kollegin, die so unkompliziert neben ihn getreten war und ihn als Leiter dieser Ermittlung akzeptierte – so wie immer, so wie einst –, »ich will jetzt mal aus den Überkleidern raus und vor allem aus diesen Rübezahlstiefeln.« Es hätte einen tatsächlich schlimmer treffen können bei der Bürozuweisung. Wohl wahr.

Wenig später drängten sie sich in das enge Zelt, das gerade mal genügend Raum bot für die Leiche und die beiden Rechtsmedizinerinnen. Isa Glättlis Mimik sprach Bände, und Marina di Angelo blickte nicht einmal auf. Ihren Job hätten die zwei hier lieber ungestört gemacht. Scheu hatte durchaus Verständnis dafür. Aber war man nicht auf dem Prüfstand? Musste man jetzt nicht besonders genau sein und gewissenhaft? Also. Er wartete mit hochgezogenen Brauen.

Endlich sagte Isa Glättli: »Es sieht so aus, auf den ersten Blick zumindest, als sei die Frau erschlagen worden und in den Kanal hingeworfen. Sie weist allerdings auch Schürfwunden und Verletzungen auf, hier an Brustkorb, Rippenbogen, Hüften, Schenkeln, die wir noch nicht zuordnen können. Aber bitte, vorläufiger Befund: Schädelhirntrauma. Ich glaube, sie liegt schon ein paar Tage da unten.«

»Wie alt schätzt du sie?«

»Ich?«, fragte Imogen zurück. Sie besah sich die Frau, die nackt vor ihnen lag. Ihren Körper, die zur Seite geglittenen Brüste mit

dunklen Warzen, die Schrammen und Wunden, die Hämatome, die Zehennägel, brüchig, rotlackiert, den unförmigen Kopf mit den irgendwie schräg liegenden Augen, die Haut, die keine natürliche Farbe mehr hatte, aber doch dunkler schien als die von Europäern, wie Walnusshaut. »Schwer zu sagen. Dreißig oder etwas älter vielleicht?«

»Ist das ein indigenes Gesicht, vielleicht?«

»Können wir jetzt weiterarbeiten, *vielleicht*? Ihr kriegt von uns dann schon noch den Befund«, warf Isa Glättli ein. Ihr blonder Rossschwanz wippte entschieden, als sie den Kriminalisten den Rücken zukehrte.

»Nur etwas noch: Was ist das da für ein Kleidungsstück?« Scheu zeigte auf das weiße bestickte Stück Stoff, das bei den sichergestellten und eingetüteten Kleidern der Frau offen obenauf lag.

»Das? Das ist am ehesten so etwas wie ein Schürzchen. Es gibt auch noch ein Häubchen dazu.«

»Das weiße Stück Stoff? Ein Schürzchen?«

»*Jaha*, lass liegen! Ihr erfahrt schon noch alles, wenn ihr uns jetzt machen lasst.«

Als sich Scheu ungeschickt bückte, um aus dem Zelt zu kommen, verwickelte er sich in der Plane, so dass er sie noch einmal ordentlich aufschütteln musste, bevor er sie hinter sich schließen konnte.

Mittlerweile war auch der Hundeführer eingetroffen. Zdenko Kováč, ein Freund aus Ausbildungszeiten. Die beiden Männer lachten sich an, als sie sich erkannten.

»Was Besseres ist dir nicht eingefallen für ein Wiedersehen, was?«

»Etwas Besseres als die Stille da unten gibt es gar nicht, Zdenko! Das Beste – und nur für dich.« Es folgte eine kurze Umarmung mit kräftigem Rückenabklopfen. Dann ein Blick in treuherzige Augen; Scheu hatte Zdenko schon immer gemocht.

»Na, ob das meiner *Meite von der Osterburg* gefallen wird, ich weiß nicht.«

Scheu sah zum Hund, einem Deutschen Schäfer, ungewöhnlich hell, der erwartungsfroh aus schwarzen Kirschaugen zu seinem Meister hochschaute. Ihm gefiel, wie die beiden scheinbar telepathisch kommunizierten. Mit Zdenko ging das. Das war schon früher so gewesen, ein Zucken des kleinen Fingers, und er verstand. Man sollte endlich wieder einmal etwas Zeit für seine Freunde aufbringen. Wenn das vorbei und vorüber war, sollte man das wirklich tun.

Als sich Scheu zu den Kriminaltechnikern umwandte, die sich feixend eine Zigarettenpause gönnten, verspürte er Irritation, ohne seinen Argwohn greifen zu können. »Und? Was gibt's von eurer Seite her zu vermelden?« Und tatsächlich, viel kam nicht heraus, viel hatte er auch noch nicht erwartet, aber das eine, das kam, eben auch nicht, und das war, was Scheu so wütend machte, weil es mit Regenwasser und einem Kurzschluss von Lampen zu tun hatte und in ihm eine Ahnung aufquoll, noch bevor der andere überhaupt zu Ende geredet hatte. »Was? Ihr wart noch gar nicht unten, bevor ich kam? Geht's noch? Ja, gopferdeckel, da wäre ich doch nicht reingegangen, wenn ihr das noch nicht gesichert habt!«

»Das IRM war unten. Körper- und Umgebungstemperatur wurden aufgezeichnet und ...«

»Das reicht doch aber nicht! Und überhaupt: Was hat das mit euch zu tun!«

Die beiden mussten sich nun wohl oder übel passende Überkleider und Stiefel geben lassen und in den Wolfbachkanal steigen. »Und zwar zweihundert Meter rauf und zweihundert Meter runter. Ich fasse es nicht.« Bei sich dachte er, dass er das Meier nie würde erklären können. So einen kapitalen Fehler. Das Lob des Dienstchefs beim Qualifikationsgespräch, wie gründlich Scheu doch sei, hämmerte wie Hohn in seiner akustischen Erinnerungskammer. Aufgerieben kramte er nach den Familiennamen der beiden Techniker. Dummheit oder Bosheit – eines von

beiden war meistens beteiligt bei Pflichtverletzung. *Pelegri* und *Döbeli*. Die würde er sich merken müssen.

»Wissen wir denn schon, was den Schachtdeckel hat aufsitzen lassen?« Und als keine Antwort kam: »Gopf noch einmal. Haltet wenigstens die Augen offen, wenn ihr zwei da unten seid.« Es klang eher gedrückt.

Einer jener Mitarbeiter der Stadtentwässerung, die neu dazugekommen waren, führte den Trupp an. Ein kleiner, runder. Scheu sah ihm nach und glaubte in seinem Gesicht ein Lächeln kurz aufleuchten gesehen zu haben. Man muss aufpassen, dass man nicht paranoid wird, dachte er. Es sind einem ja schon nahezu alle suspekt! Unwillig blickte er einem zweiten Mitarbeiter nach, der einstieg, um das Sandwich abzuschließen. Danach kletterte ein dritter nach unten.

»Leo?«

Scheu überlegte, was er als Nächstes tun wollte.

»Leo?«

Er blickte an der Häuserfassade hoch und sah aus den Fenstern des Parterres aufgeregte Kinderaugen schauen. Eine ganze Kinderpyramide in Bewegung, ein Rangeln und ein Stoßen. Weiter oben auch die Augen von Erwachsenen. Das Schulhaus Wolfbach. War hier nicht die Knabenmusik der Stadt Zürich untergebracht? Und von einem Hort, einer Kindertagesstätte war die Rede gewesen. Und wenn ihn nicht alles täuschte, war auch eine Abteilung der Pädagogischen Hochschule in dem Gebäude beheimatet. Du meine Güte, kein Wunder, dass die Tatortabspernung dermaßen verstärkt werden musste.

»Leo!«

»Was ist?«

Imogen legte den Kopf zur Seite. »Wollen wir kurz ins Trockene? Eine Schale trinken? Wir könnten den Moment nutzen und uns abgleichen.«

Scheu starrte seine Kollegin ratlos an. »Ja. Gehen wir für einen Moment.«

Zusammen querten sie die Straße beim Zebrastreifen und trabten auf dem Trottoir zum Kunsthausrestaurant. Das Wasser spritzte mit jedem vorbeirauschenden Wagen.

Wischen von Schlagzeugbesen anstelle von Harfenklang.

Dieses Lokal mied er für gewöhnlich. Die Akustik in dem modern designten Raum war dermaßen schlecht, dass sich sein Tinnitus sofort verstärkte. Jetzt aber, um diese frühe Zeit, waren nur zwei Tische mit je einem Gast besetzt. Der eine trug einen rosa-rot-gelb-blau geringelten Pullover und war geschminkt, der andere schien ein Geschäftsmann, verbarrikadiert hinter seiner Neuen Zürcher Zeitung. Scheu beäugte beide aufmerksam.

Als er und Imogen zwischen den Tischen hindurchgingen, kreuzte ihr Weg den eines Videojournalisten, der, die Kamera geschultert, offenbar soeben das Personal interviewt hatte. Er machte sich eilends aus dem Staub. Scheu steuerte auf den Kellner zu. »Was hat der gewollt?«

»Wissen, ob ich was gesehen habe.«

»Und? Haben Sie?«

»Von welchem Fernsehen sind denn Sie?«

»Von keinem«, mischte sich Imogen ein, »Kantonspolizei. Imogen Kant, und das hier ist *Chef*-Ermittler Leandro Scheu.«

Scheu musste schmunzeln.

»Ach«, sagte der Kellner, »kommt ihr also auch schon.«

»Wenn Sie dann nachher ein paar Minuten Zeit hätten, setzen Sie sich doch für einen Augenblick zu uns. Für den Moment reicht es, wenn Sie uns einen Krug Kaffee bringen und viel geschäumte Milch in einer Kanne. Wir sind dann da hinten«, versuchte Scheu die Beleidigung wegzureden. Vor Imogen hatte er keine Lust, jetzt schon als bärbeißig dazustehen.

»Wieso? Wieso haben sie die Leiche entdeckt?«, fragte Imogen berechtigterweise, Milchschaum auf ihrer Oberlippe. Sie leckte ihn weg.

»Weil es gerochen hat. Anders als normal. Das zumindest habe

ich den einen sagen hören. Sie haben den Deckel, anstatt ihn einfach wieder zu verschließen, erst einmal vollständig weggehoben und hinabgeschaut.«

»Ist das üblich? Macht man das so? So viel Arbeitseifer?«

»Nicht alle Staatsangestellte sind faule Eier.«

»Du hast ja richtig Humor, Leo.«

Scheu verzog das Gesicht. Unvermittelt nahm er sein Handy hervor und telefonierte. Jemand solle die Personalien der beiden Herren, die vorne im Kunsthausrestaurant saßen, aufnehmen und sich nach dem Namen des Videojournalisten erkundigen, der hier soeben Aufnahmen gemacht habe. *Jawoll, jetzt.*

»Lutz«, sagte er mit einem Augenrollen, unsicher, ob Imogen sich mit ihm verbünden würde. Dann wurde er wieder ernst. »Also. Weiter im Text. Die Kanalarbeiter haben ihre Zentrale informiert, und die hat die Wasserschutzpolizei aufgeboten. Toni Müller. Die wickeln das immer so ab, wenn was im Wasser ist, im eigenen Korps.«

»Der hätte besser gleich bei uns angerufen«, stellte Imogen fest.

»Nun ja, Detektiv Hölderlin hat es dann ja richtig gemacht. Er hat's bei uns gemeldet, und schließlich bekam ich meinen Anruf von Meier.«

Der Kellner trug ein Körbchen mit Croissants auf. Als er wieder außer Hörweite war, sagte Scheu: »Komisch nur, dass der auch noch das Bestattungsinstitut informiert hat. Meier meinte zwar, er sei einfach übereifrig gewesen ...« Da war es wieder, das Misstrauen, das sich in Scheu einrichten wollte. Er spürte es wie Helium, das einen Ballon aufbläst. Wenn man bloß die Bodenhaftung nicht verliert.

»Und jetzt läuft das Rösslspiel«, sagte Imogen nachdenklich.

»Und jetzt läuft's.«

»Was haben wir noch?«, fragte sie nach einer Pause, in der beide einvernehmlich Croissants gegessen hatten.

»Einen Pflasterstein mit Blutspuren.«

Sie taten einen Schluck. Es war eine gute Idee gewesen, sich hierher zu begeben. Aufwärmen, den Mantelkragen trocken lassen. Scheus Schale bestand etwa zu einem Drittel aus Kaffee und zwei Dritteln aus Milch. Mit dem Löffel hob er Schaum obenauf, dann schlürfte er geräuschvoll. Sein Blick streifte nach draußen, durch die hohen Glasscheiben, an denen Regentropfen einsam Rinnen bahnten. Wenn sie übereinanderliefen, beschleunigte sich ihr Tempo rasant. Er starrte durch sie hindurch ins Leere und spürte seinem Tinnitus nach. Im Kanal hatte er ihn kaum bemerkt.

»Wie ist es da unten? Stinkt es nicht bestialisch?«, fragte Imogen weich.

»Die Leiche halt. Sonst geht's.«

Das nachfolgende Schweigen löste sich auf ohne Belastungsmerkmale. Dann berichtete Imogen in formellem Tonfall, was sie notiert hatte. Nichts Auffälliges. Alles ganz normal, kein Wort, das dem anderen im Wege stand. Aber doch verblieb die Unklarheit betreffend der Handtasche. Man hatte nur etwas Kleingeld sichergestellt, das zwischen den Kieseln am Boden lag und im Kanal. Scheu fand, eine Frau, voll bekleidet, habe eine Handtasche mit sich zu führen. Die matt polierten Goldgriffe einer Damenledertasche traten vor sein geistiges Auge und wölbten sich wie zu dem Portal eines Justizpalastes.

Imogen zuckte die Achseln. »Meinst du, die hat der Täter mitgenommen?«

»Möglich wär's.« Er räusperte sich. Ohne Ausweis, das könnte dauern. Kurz forschte er, ob ihm bei seiner gestrigen Recherche für die Lettin eine neue Meldung über eine vermisste Person aufgefallen war. Nein. Da waren nur die altbekannten.

Aus dem Handgelenk winkte er den Kellner heran. Den müsste man dann auch noch einvernehmen. Lutz. Lutz müsste den noch einvernehmen. Dann tat der wenigstens nichts Dümmeres. Überhaupt müsste man den jetzt ein wenig auf Trab halten, wenn er meinte, er könne von einer Auszeit einfach so mir nichts, dir

nichts zurückkehren und ein fremdes Büro für sich beanspruchen. Sollte der ruhig den Beweis erbringen, dass er das auch wert war.

Der letzte Schluck stürzte nur zum Teil Scheus Kehle hinab; in Ermangelung einer Serviette nahm er den Hemdärmel zu Hilfe.

Als der Kellner vorbeischaute, um sich zu erkundigen, ob die Herrschaften noch etwas bestellen wollten, nutzte Scheu die Gelegenheit, ihn selbst zu befragen. Es wurmte ihn eben doch, dass ihm ein Journalist zuvorgekommen war. Der Kellner aber wollte nichts gesehen haben, seine Antworten waren zurückhaltend und unergiebig. Allein seine Stimme schnitt durch den Raum wie ein Pausensignal durch leere Schulhausflure. Oder das Trillern eines Schiedsrichters, der ein Foul pfeift. Und außer dass sich die Kollegin vom Spätdienst bei ihm über die zunehmende Anzahl von Asozialen und Punks beschwert habe – »die vermehren sich wie die Karnickel, sobald es auf Weihnachten zugeht, an jeder Straßenecke einer, ein richtiges Spießrutenlaufen, bis man überhaupt zur Arbeit gelangt« –, wusste er nichts zu berichten. »Ich habe gehört, es sei eine halb nackte Frau?«, versuchte er nun seinerseits, Neugier zu stillen.

Imogen erwiderte: »Sie sollten wirklich nicht alles glauben, was Ihnen ein Journalist als Köder hinhält.«

»Demnach war's also ein Mann?«

»Sie werden's schon noch erfahren.«

Imogen legte das abgezählte Kleingeld auf den Tisch. Zu Scheu sagte sie: »Keine Bange, das brauchst du mir jetzt nicht zurückzugeben. Das geht auf mich.«

Kurze Zeit herrschte Schweigen. Auch dieses: ohne Last. Schließlich ließ es sich nicht mehr länger hinauszögern, und so machten sich Leo Scheu und Imogen Kant auf, hinauszutreten, wo ihnen die Nässe in den Kragen kroch und wo sie für die nächsten Stunden festsitzen würden. Zweifellos.